

Sorge um die Jugend.

Je länger der Weltkrieg dauert, desto mehr tritt unter seinen Begleiterscheinungen eine hervor: Die zunehmende — ganz gelinde gesagt — Disziplinlosigkeit der Jugend, insbesondere der Knaben im Alter von 12—14 Jahren. Und wenn auch in erster Linie die Großstadt diese Erscheinung zeigt, so kommen doch nachgerade aus allen Teilen des Reiches die gleichen Klagen; aus kleinen wie aus größeren Städten, wie auch aus Landgemeinden. Und wenn man sich auch nicht die Anschauungen der Schwarzzeher zu eigen macht, die da von einer drohenden Verwahrlosung einer ganzen Generation reden und schreiben, so darf man doch nicht an der Frage interesselos vorbeigehen. Sie ist letzten Endes eine Frage, die das ganze Volk angeht; denn auf den Schultern unserer Jugend ruht die Zukunft, um deretwillen unsere Väter, Brüder, Söhne und Söhne dem Feinde die freie Brust entgegen werfen.

Hier die Dinge auf sich beruhen lassen und auf die ausgleichende Arbeit der Zeit zu rechnen, heize leichtfertig auf Kräfte Verzicht leisten, deren das Vaterland nicht entzogen kann. Nicht umsonst sind in allen Teilen des Reiches bereits kräftige Gegenmaßnahmen ergriffen worden. So sind Landesbehörden wie in Baden, Bayern und andere mehr schon seit Monaten gegen abendliches Herumtreiben der Schuljugend und den Zigarettenrauch der Jugendlichen eingeschritten. Auch mehrere Generalkommandos suchen bereits mit teilweise recht scharfen Erlässen dem Übel zu steuern. Damit aber darf es nicht sein Bewenden haben. Ist diese Frage eine Frage der Allgemeinheit, so wird es notwendig sein, daß sich auch die Allgemeinheit mit ihrer Lösung beschäftigt, daß sie Mittel und Wege finden hilft, die dem Übel radikal abhelfen.

Beim Ausbruch des gewaltigen Krieges, als eine glühende Begeisterung alle Volksteile durchwehte, schien auch ein neuer Geist die deutsche Jugend erfasst zu haben. Man denke an die freiwilligen Helferdienste, zu denen sich gerade unsere 12—14jährigen drängten, wie sie sich beim Sammeln von Gold, Metall- und Wollwaren betätigten, wie sie teilnahmen an der regelmäßigen Verpflegung unserer Soldaten mit Liebesgaben. Aber inzwischen ist dieser ideale Geist, wenn nicht verweht, so doch verflüchtigt. Nicht nur, daß die allgemeine geistige und seelische Zerrissenheit außerordentlich zugenommen hat, wird das Wirken der Schule ebenso schwer wie erfolglos gestaltet. Bedenklicher ist das Heraufschwellen der Straftatisterei für die genannten Altersstufen. Hier entrollt eine Erhebung der Zentrale für Jugendfürsorge schlimme Bilder. Die Straftatisterei der 12- bis 14jährigen steigt um 20, 50, ja in einzelnen Quartalen und Städten um 100%; es wird Klage geführt über Diebstahl, auch Bandendiebstahl, Verwundung, Körperverletzungen, Mißbrauch und Unmäßigkeit in Nikotin und Alkohol.

Fragen wir uns nach den Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung, so klingt die Antwort: Als Ursachen der Vergehen werden bezeichnet: Mangel an Aufsicht daheim, Unregelmäßigkeit im Schulbetrieb, Erziehung der Gelegenheit zu Unrechtheit, Wechsel im Lehr- und Dienstpersonal und Nachahmung des Soldatenwesens. Und schließlich sind diese Erscheinungen aus der Menschennatur erklärlich. Junge Menschen sind jetzt häufig an Stellen tätig, die bisher reife Männer innehalten. Junge Burtschen sind, besonders in Großstadt und Industriezentren, an die Stelle von erfahrenen Männern getreten. Und wenn sie sich auch in der Arbeit bewähren, den Knabengeist, der noch in ihnen braut und gärt, konnten sie nicht sofort abtun. Er zog sie zu den Jüngeren, die sie wiederum mit jenem Geiste erfüllten, den sie aus der Arbeitsstätte mitbrachten und mit dem die Jugend sich eben nicht ohne Gefahr auseinandersetzen kann. Dazu kommt, daß manche, die völlig Geld verdienen (und verhältnismäßig viel), mit dem Besitz nichts Rechtes anzufangen wußten.

Nicht eine schwere Sittenverderbnis, wie so mancher gemeint, hat unsere Jugend heimgeführt,

sondern eine Entgleisung, die ihren Ursprung in der so schnellen sozialen Umschichtung hat, die durch den Krieg bedingt ward. Und die Schuld liegt nicht an der vererbten Jugend, sondern an der Allgemeinheit. Wir haben mit Eifer alle Begleiterscheinungen des Krieges studiert und uns mit bewunderungswürdiger Anpassungsfähigkeit mit ihnen abgefunden — aber gerade der Frage der Jugendfürsorge, die notwendigerweise eine allgemeine Volksfrage werden mußte, haben nicht die weitesten Kreise ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Und doch kann auch hier nur die Allgemeinheit helfen. Verfügungen und Erlasse, Androhung und Verhängung von Strafen können allein nicht helfen, die erzieherische Organisation der Allgemeinheit ist dazu in erster Linie berufen.

Wir dürfen es ruhig sagen: Die Kinderhorte, die allorts eingerichtet sind, um die sich selbstüberlassenen Kinder zu beherbergen, haben sich nicht überall bewährt. Sie waren zu sehr belastet, als daß sie nicht hätten zu einer gewissen Kasernierung führen müssen. Die Jugend aber braucht neben der strengen Zucht Liebe und verständnisvolles Erlassen der einzelnen Persönlichkeiten. Hier erwacht dem Kämpfer hinter der Front eine herrliche Aufgabe. Tut euch überall zu Jugendauschüssen zusammen, mit einem Herzen voller Geduld und Liebe, führt die sich selbst überlassenen Kinder zu Spiel und Frohsinn in den Wald, in die Natur hinaus, laßt sie satt werden an euren Tischen, bringt ihnen Teilnahme entgegen in allem was ihre Seelen und Herzen bedrängt. Es handelt sich nicht darum, ein verlorenes Geschlecht zu retten, sondern eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Krieges zu beseitigen. Das Vaterland, seine zukünftige Menschheit ruft euch zu solchem Dienst.
M. A. D.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

(Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.)

800 000 Gefallene in Frankreich.

In einem Artikel, der sich gegen einen Theaterdirektor richtet, schreibt der französische Schriftsteller Briffon, daß Frankreich bis Ende 1915 nicht weniger als „800 000 traurende Familien“, d. h. ebensoviel Gefallene hatte.
Briffon ist nicht der erste beste. Er ist eine jener Pariser Persönlichkeiten, die viel wissen, viel hören, und der nun hier, im Feuer des Streites, harmlos das schwere Geheimnis ausplaudert.

Englische Friedenserwägungen.

Der englische Schriftsteller Wells macht im „Daily Chronicle“ sehr merkwürdige Ausführungen, die deshalb bemerkenswert sind, weil zum ersten Male auf englischer Seite vom Frieden geredet wird, von einem Frieden, wie er sich gestalten muß, wenn der jetzige Krieg bis zur völligen Erschöpfung der beiden großen streitenden Parteien fortgesetzt würde. Die „Kolln. Volksztg.“ meint, Wells wolle seinen Landsleuten den Gedanken nahelegen, ob es für sie noch Vorteil liege, den Krieg fortzusetzen, wenn schließlich beide Teile nichts anderes mehr erreichen können, als daß sie sich weiter erschöpfen, ohne Hoffnung, daß das Verhältnis der Erschöpfung zugunsten Englands noch zu verbessern ist.

Das verlassene Serbien.

Die „Voss.-Ztg.“ erzählt von ihrem Amsterdamer Korrespondenten, daß die Regierungen des Vierverbandes schon wochenlang darüber streiten, wer Serbien die nötigen Vorschüsse leisten soll, da die serbische Regierung außerstande ist, den dringendsten Bedürfnissen nachzukommen. Auf der eiligen Flucht der serbischen Regierungsmitglieder sind die serbischen Staatsgelder „nicht ganz zuverlässig verwaltet worden“, so daß nicht unerhebliche Summen davon fehlen. Frankreich und Italien haben der serbischen Regierung geantwortet, daß die Frage der Unterstützung zwischen den Verbündeten noch nicht geregelt sei. Rußland und England gaben dagegen überhaupt keine Antwort, so daß König Peter und

Balshitch auf Korfu von allen Freunden verlassen sitzen. — So muß es kommen!

Der Fliegerangriff auf Durazzo.

Dem Amsterdamer Telegraaf wird aus London gemeldet: Nach Telegrammen aus Durazzo haben österreichische Zweidecker am 25. Januar die Stadt bombardiert, während der serbische Kronprinz sich darin befand. Es verläutet, daß eine Bombe das Haus, in welchem sich serbische Offiziere befanden, vernichtete, von denen 20 getötet sein sollen. Die Stadt hatte bedeutenden Sachschaden zu verzeichnen.

Poincaré redet wieder.

Präsident Poincaré hielt in Anwesenheit zahlreicher Offiziere und Parlamentarier bei einem von dem „Matte Journal“ veranstalteten Feste für die mit dem Kriegskreuz ausgezeichneten Soldaten eine Ansprache, in der er unter Betonung der Einigkeit und der Begeisterung des ganzen Volkes unter anderem nach längeren Ausführungen über die französische Geduld und den Kriegswillen Deutschlands und dessen Brutalität folgendes sagte:

Frankreich will nicht sein Opfer werden, es will nicht gezwungen werden zu einer erniedrigenden Vasallenschaft, es will nicht nur seine politische Souveränität bewahren, sondern auch seine wirtschaftliche, moralische und geistige Unabhängigkeit; es will seine Kultur, seinen Geist und seine Sitten unberührt erhalten. Wenn der Eintrag dieses Krieges für Frankreich fürchtbar sei, so sei er es nicht minder für die Verbündeten Frankreichs, die ebenfalls nicht die Beute germanischer Gier werden wollten; ja selbst die Neutralen könnten, wenn sie eine klare Vorstellung von ihren dauernden Interessen hätten, dem Konflikte nicht gänzlich gleichgültig gegenüberstehen. Auch sie hätten alles zu fürchten von den hinterhältigen Eindringlingen, die in den von ihnen unterzeichneten Verträgen nur Papierregeln sähen und an der Vernichtung kleiner Völker ein mildes Vergnügen fänden.

Zum Schluß kam Poincaré auf das Kriegsziel zu sprechen und sagte: Wir wollen alle, daß der Frieden unserem Lande Freiheit, Arbeit und Wohlfahrt sichert. Damit aber unsere einmütigen Wünsche sich verwirklichen, ist es nötig, daß der Friede, der unseren bestiegten Feinden unsere Bedingungen vorschreibt, uns die Provinzen wiedergibt, die uns die Gewalt geraubt hat, daß dieser Friede das zerstückelte Frankreich unversehrt wiederherstellt und daß er uns ernsthafte Bürgschaften bietet gegen den kriegerischen Wahnsinn des kaiserlichen Deutschlands.

Die Entrüstung des Herrn Poincaré, die in dieser Rede wahrscheinlich unter dem Eindruck unserer letzten Luftschiffangriffe zu einem Wutausbruch wird, dem die letzte Spur staatsmännischen Geistes verlorengegangen ist, entspringt dem falschen Gedanken, von dem alle unsere Feinde ausgehen, wenn sie die Frage nach der Schuld an diesem Kriege erörtern. In welcher Äußerung, aus welcher Handlung irgendeiner verantwortlichen deutschen Persönlichkeit kam der Präsident der französischen Republik das Recht entnehmen, zu behaupten, daß wir Frankreich zu einer erniedrigenden Vasallenschaft zwingen, daß wir seine politische Souveränität, seine moralische, seine wirtschaftliche, seine geistige Unabhängigkeit vernichten wollen, daß unser Kriegsziel die Zerstörung seiner Kultur, seiner Sitten ist?

Er weiß ganz genau, daß wir das nicht wollen. Aber er muß seinen Mitbürgern einreden, daß wir nur um der Erreichung dieses Vernichtungswertes willen den Krieg entfesselt haben, damit sie mit dem Mut der Verzweiflung weiterkämpfen. Und darum ist das einzige von den Kriegszielen Frankreichs, die Poincaré nannte, das wirklich ernst zu nehmen ist, nicht der Schutz seiner Freiheit, Arbeit und Wohlfahrt, die nicht gefährdet waren, als man im Pariser Auswärtigen Amt die Frage des Herrn v. Schoen, ob Frankreich neutral bleiben wolle, verneinte, sondern die Eroberung von Elsaß-Lothringen, um derenwillen allein Frankreich sich an diesem Krieg beteiligt hat. Es hat seit fünfundsiebenzig

Jahren auf den europäischen Konflikt gewartet, der es ihm ermöglichen würde, diese Sehnucht zu verwirklichen, und die Vergeltung kleiner Völker, an der es sich selbst so gern beteiligte, wenn es seinen Interessen entspricht, hat mit seinen Kriegsgründen ebensowenig etwas zu tun, wie der Schutz seiner Freiheit und Unabhängigkeit.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Aufenthalt des Reichsfinanzsekretärs Dr. Helfferich in Wien gab, wie halbamtlich erklärt wird, Gelegenheit zu einem eingehenden Meinungsaustausch mit den österreichischen und ungarischen Staatsmännern über alle mit der finanziellen Kriegsführung zusammenhängenden Angelegenheiten sowie zu einer allgemeinen Aussprache über die gemeinsamen Wirtschaftspragen. Der Austausch der Gesichtspunkte über die beiderseits ergriffenen und weiterhin zu ergreifenden Maßnahmen wird, wie mit Sicherheit erwartet werden darf, hier wie dort gute Früchte zeitigen. Es bedarf keiner Hervorhebung, daß die Unterhaltungen die erfreuliche Übereinstimmung der Ansichten über die Fähigkeit und den Willen der Verbündeten zum Durchhalten in dem Finanz- und Wirtschaftskrieg erneut bestätigten haben.

* Den Verordnungen vom 3. und 15. August 1914 an alle im Auslande befindlichen mehrpflichtigen Deutschen zur Rückkehr in die Heimat ist jetzt eine weitere Aufforderung zur Rückkehr gefolgt, die sich an diejenigen Deutschen wendet, die am 30. Juni 1914 in Elsaß-Lothringen ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt hatten und nach diesem Zeitpunkt das Reichsgebiet verlassen haben. — Kurz vor dem Kriege verließen eine Reihe Elsaß-Lothringer ihre Heimat und verließen einzelne von ihnen haben im Auslande eine deutschfeindliche oder landesverräterische Tätigkeit entfaltet. Mit der jetzigen Aufforderung soll die Möglichkeit gegeben werden, diese Elemente, und solche Personen, die der Aufforderung zur Rückkehr schuldhaft keine Folge leisten, ihrer Staatsangehörigkeit für verlustig zu erklären.

Italien.

* Der amtliche Bericht, der das bisherige Zeichnungsergebnis auf die italienische Anleihe mit 2 1/2 Milliarden angibt, wird von niemandem ernst genommen. Man weiß zu gut, daß dieser Veröffentlichung nur Werbezwecke zugrunde liegen und daß bisher kaum 30% dieser angelegenen Summe in barem Gelde eingezahlt worden ist. Außerdem entfallen mehr als die Hälfte dieser Zeichnungen auf die Städte Mailand und Genua und auf die englische Beteiligung.

Balkanstaaten.

* Unter großen Feierlichkeiten fand die Beisetzung des verstorbenen Thronfolgers Kaiserin Zvezdina in Konstantinopel statt. Das diplomatische Korps wohnte vollzählig der nach den Hofgebräuchen vor sich gehenden Zeremonie bei. In den Straßen, die der Zug berührte, bildeten unabsehbare Menschenmengen Spalier. Hinter dem Sarge schritt als erster der jetzige wahrscheinliche Thronerbe, Prinz Mehmed-Eddin-Effendi, der jüngste Bruder des regierenden Sultans, geboren am 12. Januar 1861. Der Sultan nahm wegen seines hohen Alters und der kürzlich erst überstandenen Krankheit an der Feier nicht teil.

* Nach einer Meldung des „Pester Lloyd“ aus Budapest darf das neue Geschäft, betreffend Lieferung von 100 000 Waggons rumanischer Getreides, vorzüglich Weizen, an die Mittelmächte als geordnet gelten.

* In der bulgarischen parlamentarischen Adress-Kommission gab Ministerpräsident Radoslawow Erklärungen über die Lage ab, die er als sehr befriedigend schilderte. Er hob die Vorteile des Bündnisses mit den Mittelmächten für Bulgarien und dessen künftiges wirtschaftliches Gedeihen hervor und beantwortete alle Fragen der Mitglieder zur Zufriedenheit der Kommission.

Auf eigener Scholle.

Roman von Guido Kreuzer.

(Fortsetzung.)

Der erste Trieb wurde abgelassen: — sechs- und siebenhundert Haken und der Fuchs eben. Wenn das so weiterging, konnte man an diesem Tage auf eine Rekordziffer rechnen.

Als sich die Schützen so langsam wieder zusammenfanden, hagelte es auf Scharreth ironische Glückwünsche und versteckte Anspielungen. Er hatte ja den ersten Fuchs im Kessel geschossen, ging also, nach altem Jagdaberglauben, heimlich auf Feiertage zu.

Wenn Sie einen mit allem Komfort der Neuzeit und allen Errungenschaften der Hygiene ausgestatteten Freiverber brauchen sollten, Graf, meinte Herr von Nuppert, mehrfacher Millionär und Gutsnachbar von Ererow, „dann bitte ich, mich vorzunehmen. Ich habe auf diesem Gebiete geradezu bestechende Erfolge aufzuweisen und beantrage nur eins vom Hundert vom Reingewinn.“

Und in das frühliche Gelächter hinein entgegnete Paul Burger mit scheinbar bester Laune: „Ich befürchte nur, Herr von Nuppert, in diesem schwierigen Falle würde selbst Ihre Erfahrung elend Schiffbruch leiden. Denn Graf Scharreth hat den Notrod mit der Kugel geschossen.“

Einem Moment wurde es still. Jeder verstand die Bedeutung dieses anscheinend harmlosen Einwurfs: — es war im Kesseltreiben verboten, die Kugel zu gebrauchen; und nach Zug und Necht hätte der Jagdherr den unge-

horhamen Gast jetzt um Auslieferung des Kugelvorrats ersuchen müssen.

„Denunziant!“ zudte es dem Man durch das Hirn.

In seine Augen kam ein kaltes Glitzern. „Die Herren werden es verständlich finden“, sagte er scharf, „wenn ich es ablehne, mir von —“

Da klappte er. Schüttelte ungläubig den Kopf. Sah schärfer hin —

„Ihr Franz kommt, Scharreth!“ sagte Luhn-awas, der neben ihm getreten war, als sich der Wortwechsel zu entwickeln schien. Und dann leiser: „Da ist etwas passiert!“

Der andere hatte sich schon aus dem Kreise der neugierig Aufstehenden, gelöst und ging eilig dem Burtschen entgegen, der, auf den Hals der „Brunnhilde“ gebeugt, in scharfem Tempo auf ihn zu jagte.

Zwei Schritte vorher parierte er den Gaul, sprang herunter und nahm die Haden zusammen. „Herr Graf waren kaum eine halbe Stunde fort.“ Sein Atem flog.

Und damit reichte er Scharreth ein Telegramm hin.

Der riß es auf. Übersog die beiden Seiten —

Dann sah er den Mann an, der noch immer regungslos vor ihm stand. Wandle den Kopf ein wenig zu der Erlaucht, die inzwischen herangekommen war.

„Luhn-awas“ sagte er schwerfällig; und sein Gesicht sah alt aus. „Luhn-awas... ich... mein —“

Jener nahm ihm kurz entschlossen die De-

belche aus der hängenden Hand: warf einen kurzen Blick darauf; zudte zusammen.

„Scharreth — Ihr Vater —“

„Ja“, sagte der Leutnant langsam und strich sich mit einer schweren Bewegung über die Stirn. „Mein Vater — Albrecht Grona telegraphiert ja — heute nacht — das ist doch Unfinn — das ist doch ganz unmöglich — ganz unmöglich...“

Hinter ihm war es still geworden. Instinktiv witterte man irgendeine Katastrophe.

„Was, Scharreth“, sagte die Erlaucht, „machen Sie, daß Sie fortkommen. Ich besorge das übrige hier.“

Er sagte ihm unter den Arm.

Da kam Bewegung in den andern. Mit einem kurzen Ruck machte er sich frei, ließ den Drilling fallen, den er noch immer in der Hand gehalten hatte, riß dem Burtschen die Zügel aus der Hand — schon sah er im Sattel, bohrte der „Brunnhilde“ die sporenlosen Haden in die Seiten. — Und dann feste der hochgezogene Sunter mit quirlendem Schwanz über den spritzenden Schnee nach Langenbruch zurück.

Wie eine frummgebogene Stahlfange lag der Mann auf der Krippe. Die Zähne zusammengebissen. Zwischen den Ohren des Gauls hindurch maß er mit den Augen die Entfernung. Keine zehn Minuten — da klappten die Fulse auf dem Kopfsteinpflaster des Gutshofes.

Den Krümpertwagen anspannen. Aber sofort! — schrie Scharreth einem herbeilaufenden knecht zu, während er den Gaul hart an der Rampe des Herrenhauses zum Stehen brachte.

Die „Brunnhilde“ zitterte wie Epenlaub, hatte kein trockenes Haar mehr am Leibe; karmirtrot leuchteten die Nüstern.

Der Knecht nahm sie gleich mit in den Stall.

„Eroden abreiben und nichts zu trinken geben“, sagte der junge Offizier noch und wunderte sich nicht einmal, daß er in diesem Augenblick überhaupt noch daran dachte.

Dann drehte er sich um. Die zwei Minuten, bis der Wagen vorfuhr, wollte er sich einfach auf die Freitreppe setzen, gar nicht erst ins Haus gehen.

Als er um die Fliederbüsche bog, die die kiesbestreute Auffahrt der Rampe flankierten, stand er Brigitte vom Steinrot gegenüber.

Die hatte ihn vom Fenster aus in den Hof jagen sehen, seine herrlichen Befehle gehört und war, irgenbein Jagdunglück ahnend, heruntergekommen.

„Gnädiges Fräulein!“ Hans Scharreth grüßte konventionell. Die leise Beklumpung vor ihm war vollständig von ihm gewichen. Der rasende Mitt hatte ihm die Stirn geküßt. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier so formlos eindringe. Aber —“

„Ist irgend etwas passiert, Herr Graf?“ fragte sie. Und ihre Augen öffneten sich weit.

Er nickte.

„Sawohl, gnädiges Fräulein. Ich hab' eben — ein Telegramm bekommen, — mein Vater — ist tot.“

Sie wurde vor Schreck bleich bis in die Lippen. Sie griff unwillkürlich nach seinem Hand.